

## Briefe an die „N. Z. Z.“

### Auswanderung im Dienste der Volkswirtschaft

Chr. A. K. Die Auswanderungs-Angelegenheit ist heute auf dem besten Wege, durch die verschiedenen Initiativen von Nichtüberseern, welche einander den Rang ablaufen, verführerisch zu werden. Die Idee der Abschaufelung unserer Arbeitslosen in das Land der Dorados, um dort Siedlungsland durch eigene Handarbeit urbar zu machen, verliert bereits von ihrem Glanz. Abgesehen vom Fiasco der Hals über Kopf ausgewanderten ersten Gruppe der Ansa-Vereinigung stellt sich heraus, daß das Siedlerleben da drüben mit sehr großem Risiko verbunden ist, sei es, daß die Gesundheit unter der übermüdenden Arbeit im fremden Klima und unter allerlei Entbehrungen vorzeitig untergraben wird, sei es, daß auch das wirtschaftliche Fortkommen durch Unkenntnis von Land und Leuten, durch Missernten, Naturereignisse, Rechtsunsicherheit usw. erschwert wird.

Warum aber will man nicht in erster Linie die Auswanderung als Mittel zur Wiederbelebung unserer Volkswirtschaft fördern, und zwar durch Vermittlung von Stellen und Geschäften für unsere zahlreichen geschulten, aber stellenlosen Berufsleute aus technischen, gewerblichen und kaufmännischen Kreisen, welche in der Heimat einer hoffnungslosen Zukunft anheimfallen?

Es fällt auf, daß unser kleines Land so viele Millionen guter Schweizerfranken dafür opfert, Tausende von vorwärtsstrebenden jungen Mitbürgern beruflich auszubilden, um sie nachher einer dauernden Arbeitslosigkeit verfallen zu lassen und höchstens noch durch Arbeitslager vorübergehend über ihre traurige Lage hinwegtäuschen zu helfen. Da gibt es nur eine Lösung: Hinaus mit diesen frischen Kräften, hinaus in die weite Welt, in die unabsehbaren, der ordnenden schöpferischen Kräfte wartenden Kolonialländer! Aber nicht als Handarbeiter sollen sie dorthin, dazu hat es dort primitiv lebende Eingeborene genug, sondern als denkende Köpfe, als zuverlässige Angestellte und Geschäftsleute. Selbstverständlich müßten diese Auswanderer sich in der ersten Zeit mit bescheidenem Einkommen begnügen, bis sie Land und Leute von Grund auf kennen. Denn „drüben“ muß jeder umlernen. Nur soll die Lehrzeit und das Lehrgeld möglichst reduziert werden.

Man mag einwenden, daß die Krisennot auch in den Ueberseestaaten die Erwerbsmöglichkeiten in Handel und Gewerbe zum Schwinden gebracht habe. Das ist aber nur teilweise richtig. Die früheren schönen Anstellungen und Geschäfte sind allerdings selten geworden. Dagegen sind für bescheidene Ansprüche in manchen Ländern noch viele Aussichten vorhanden. Nur muß man sie heute drüben ausfindig machen. Das kann dem einzelnen Auswanderungslustigen freilich nicht zugemutet werden, sondern diese Ermittlung von Erwerbs- und Geschäftsmöglichkeiten in Ueberseeländern wäre eigentlich die Aufgabe einer weitblickenden volkswirtschaftlichen Organisation im Zusammenhang mit der Vorbereitung einer künftigen schweizerischen Kolonialtätigkeit.

Die heutige Krise ist teilweise auch die Folge des Mißverhältnisses zwischen der kulturellen und technischen Entwicklung der europäischen und amerikanischen Industrie- und Handelsgebiete einerseits und der zurückgebliebenen Kolonialländer andererseits. Heute gilt es, die Lebensmöglichkeiten dieser letzteren allmählich zu verbessern und damit auch die Bedürfnisse ihrer Bewohner so weit zu steigern, daß sie die Ueberproduktion der Industrieländer aufnehmen und durch Einschaltung frischer Geschäftsströme eine gesündere Luft auch in unsere Volkswirtschaft eindringen lassen. Das betrifft insofern besonders auch die Schweiz, die keine eigenen Kolonien hat, aber umso mehr brachliegende schöpferische Kräfte, welche in gewisse Ueberseeländer geleitet werden sollten, wo sie infolge der politischen und natürlichen Verhältnisse eine Vorzugsstellung erhalten dürften und in die Lage kämen, für den Absatz schweizerischer Qualitätswaren, zu denen wir auch das Alpenzuchtvieh zählen, erfolgreich zu sorgen, sowie auch andere wertvolle Geschäftsverbindungen anzuknüpfen.

Gebiete, welche für eine solche Auswanderung im Zusammenhang mit einer künftigen kolonialen Volkswirtschaft unseres Landes anzupfehlen wären, haben wir weder in Asien, noch in Afrika, noch in Südamerika, ebensowenig wie in Australien, Kanada und in den Vereinigten Staaten zu suchen, sondern ausgerechnet in dem uns zunächst gelegenen Kolonialgebiete von Westindien und Zentralamerika, in den mehr oder weniger von den U. S. A.

beherrschten Kleinstaaten Haiti und Sto. Domingo dann in Cuba und auf dem Festlande in Panama, Costa Rica, Nicaragua, Salvador, Honduras und Guatemala, deren Gebiet zusammen beinahe 20 mal größer ist als die Schweiz, mit einer Einwohnerzahl von rund 14 Millionen.

Diese Völker, fast ausschließlich spanischer Sprache und Kultur, nehmen Europäer gastfreundlich auf. Dagegen suchen sie sich gegen das wirtschaftliche Eindringen ihrer nördlichen Nachbarn zu wehren, indem sie für geordnete politische Verhältnisse sorgen und den wirtschaftlichen Fortschritt möglichst aus eigenen Kräften anstreben. Die Regierungen dürften dabei die Mithilfe zuverlässiger schweizerischer Berufsleute umso eher zulassen, als unser Land, dank seiner neutralen und toleranten Einstellung, alle Garantien zur Vermeidung politischer Schwierigkeiten bietet. Diese Länder haben ferner den Vorteil, daß sie heute schon die meisten Kolonialprodukte in höchster Qualität unter günstigen Gestehungs- und billigen Transportkosten hervorbringen. Die Distanz des Binnenlandes zum nächsten Seehafen ist nämlich verhältnismäßig klein, und es sollte deshalb bei einem Fortschritt möglich sein, die meisten anderen Kolonialgebiete in wenigen Jahren zu überflügeln.

Merkwürdigerweise unterhält nun die Schweiz mit diesen uns auch politisch näher stehenden Kleinstaaten ganz spärliche konsularische und wirtschaftliche Beziehungen. Es wäre aber sehr zu wünschen, daß unsere volkswirtschaftlichen Kreise diesen aufstrebenden Ländern mehr Aufmerksamkeit schenken und wenigstens eine zuverlässige, diskrete Orientierung an Ort und Stelle über die Aussichten für Auswanderer und Geschäfte einholen ließen, worauf dann eine besondere Organisation die Vermittlungstätigkeit großzügig an die Hand nehmen könnte. Sollten wir Schweizer zuwarten, bis initiativ Kräfte aus anderen europäischen Staaten uns wieder einmal zuvorkommen?

### Ein Wort für die Innentolonisation

Die Opfer der Wirtschaftskrise sind als letztes Hilfsmittel auf die Idee gekommen, ihr Glück in anderen Ländern zu versuchen. Auswanderung heißt die Parole. Ich warf für mich die Frage auf, weswegen wohl die Förderung der Auswanderung so großen Anklang und sogar eidgenössische Unterstützung gefunden hat. Diese Auswanderer sind meines Erachtens weniger Pioniere unseres Landes, denn „als Kulturdünger nach fremden Ländern exportiertes Schweizervolk“. Ein anderer Fall wäre es, wenn es sich um eigenen Kolonialbesitz handeln würde. Unsere Auswanderung ist aber nur eine landwirtschaftliche Erschließung von Neuland für fremde Staaten. Eine Ausnahme machen natürlich Ingenieure, Techniker usw., welche Pionierarbeit zum Nutzen unserer Wirtschaft im Auslande leisten.

Ich war während zweier Jahre in der Rhoneebene tätig. Meine dort gemachten Betrachtungen und Erfahrungen geben mir Anlaß, mich an die Öffentlichkeit zu wenden. In der Rhoneebene gibt es heute noch Tausende von Hektar unfruchtbaren Landes; an die 20 Quadratkilometer, d. h. Raum für etliche hundert mittlere Bauernbetriebe, liegen dort brach. Warum also nicht Innentolonisation? Vermehrte landwirtschaftliche Produktion, wo wir schon ohnedies zu viel Milch produzieren? Höre ich einwenden. Pardon! Ist es absolut notwendig, daß wir für viele Millionen Franken Eier, Poulets und andere landwirtschaftliche Erzeugnisse einführen? Besonders in der Rhoneebene kommt Milchwirtschaft kaum in Frage. Es kämen dort folgende Kulturen in Betracht: Roggen, Gerste, Hafer, Kartoffeln, Spargeln, Zuckerrüben, Erdbeeren und Erbsen. Im Jahre 1933 wohnte ich Tabakanbauversuchen bei, welche in jeder Beziehung befriedigten. 1934 wurden annähernd 22 Hektar mit rund 250 000 Tabakspflanzen bepflanzt, die im Herbst eine Ernte von etwa 16 000 Kilo abwarfen. Wenn man bedenkt, daß je nach Qualität 1 Fr. bis 1 Fr. 30 bezahlt wird, so ist das heute eine gute Einnahmequelle.

Man müßte wohl zuerst die ganze Ebene entwässern. Die größte Arbeit ist aber durch den Stockalperkanal, welcher sich von Monthey bis in den Genfersee bei Bouveret links der Rhone hinzieht, schon geleistet. Es wären noch Neben- und Saugkanäle aufzuwerfen. Das Klima ist milde, nur ganz selten von Spätfrösten heimgesucht. Desgleichen bleibt die Gegend ziemlich vom Hagel verschont. Man wird sagen, ohne Vieh haben wir auch keinen Dünger. Ist es aber nötig, Milchkühe anzuschaffen? Man könnte z. B. die Küchenabfälle der umliegenden Städte in dieses Gebiet transportieren lassen.